Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 23 (1915)

Heft: 21

Artikel: Aus meiner Krankenpraxis in Serbien 1914-1915 [Schluss]

Autor: Sturzenegger, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-548091

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

werden sollten und begab sich denn auch eine Improvisationsabteilung in den nahen Böhlenwald, um im Schweiße des Angesichts eine Trag- und eine Schleppbahre zu errichten. Der Transport durch die gutfunktionierende Trägerkette vollzog sich ohne Störung in das zirka 30 Minuten entfernt liegende Dorf Schöftland, woselbst in der Turnhalle eine weitere Samariterabteilung ein Lazarett errichtet hatte. Die ankommenden Gruppen wurden vom anwesenden Lazarettarzt, Dr. Krenger in Schöftland, in jeder Beziehung auf den Unfall geprüft. Dr. Forster von Entfelden examinierte unterdessen auf der Unglücksstelle.

Nachdem die Patienten so weit abtransportiert waren, setzte sich auch der schwerbeladene Blessiertenwagen, dessen Architektur unsern braven Entfeldern zu verdanken ist, in Bewegung.

Im Lazarett wurden hierauf die Verbände abgenommen und die Patienten alle als „gesund" erklärt. Ein „Zobig" im „Löwen" erfrischte dieselben wieder vollständig und auch die Samariter ließen es sich nicht nehmen, trotz der Teuerung manchmal zwei statt nur eine Bratwurst zu bestellen.

Nach kurzer Verdankung an die Mitglieder und die Herren Aerzte seitens des Vereinspräsidenten von Schöftland, begann das Tanzen, doch bald mahnte die Uhr zur Heimreise und die Vereine trennten sich mit dem Bewußtsein voneinander, einen gemütlichen, lehrreichen Nachmittag gehabt zu haben. F.

Samariter.

Nach der Melodie:
Heißt ein Haus zum Schweizerdegen ...

Willst du Samariter werden,
Wappne dich mit Herz und Geist,
Denn das Helfen hier auf Erden
Braucht der innern Kraft zumeist.

Liebe und Freude, sie lindern den Schmerz
Schönheit und Frohmut gewinnen das Herz.
Jeder drum nur nach dem Höheren strebt:
Als Samariter dem Guten nur lebt.

Wo man leidet, sind wir tätig:
Brüder sind wir alle doch,
Stets zur Hilfe gern erbötig,
Wo zu helfen möglich noch.

Haben erfüllt wir die Menschlichkeitspflicht,
Nur in der Trübsal erschöpfet euch nicht.
Haben wir sorgend den Kranken gepflegt,
Sei auch in Ehren die Freude gehegt.

Rot auf Weiß flammt unser Zeichen,
's ist das Kreuz vom Heimatland.
Wenn der Krieg auch tobt, so reichen
Samariter sich die Hand.

Feindschaft und Mißgunst, sie meiden wir all,
Meiden des Ruhmes so flüchtigen Schall.
Edel im Geiste und immer bereit,
Sei unser Stolz: die Bereitwilligkeit.

Robert Meyner, Zürich.

Aus meiner Krankenpraxis in Serbien 1914—1915.

Von Frl. C. Sturzenegger.

(Schluß.)

Meine erste Nacht bei den Flecktyphuskranken in den Isolierbaracken.

Winter war's. Kalt. Naß. Der Sturm heulte. Die Vorhänge schwankten vom Drucke der Luft. Im Ofen flackerte es träge. Das Holz war feucht. Es brodelte und dampfte und zischte. Von der Decke herunter hing die Lampe; sie roch. Die Ventilation mußte offen bleiben; dadurch ward die Temperatur im Zimmer gleich derjenigen draußen. Um mich herum standen sieben Betten. Der Durchpaß war eng. Kaum, daß ich einen Stuhl stellen konnte irgendwo. Meine Hauptpflege erstreckte sich diese Nacht auf einen österreichischen Sanitätsoffizier, Beamten vom Kriegsministerium in Wien. Er lag in schwerer Krisis; sämtliche Aerzte gaben ihn für verloren. Ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager, warf seinen Kopf hin und her, stöhnte zum Gotterbarm und fuchtelte mit den Händen in der Luft. Ich machte ihm Kompressen, gab ihm zu trinken, jede Viertelstunde einen Löffel voll Champagner — wie gierig er diesen einschlürfte! Einmal schien es, als ob er mich erkenne — ich hatte ihn schon vor der Evakuierung im Sanitätszimmer beim Gefangenenlager gepflegt. Er schaute mich an, dann stürzten ihm

Tränen aus seinen Augen, doch blitzschnell war sein Geist wieder anderswo. Etwas muß ihn schrecklich beunruhigt haben; er schlug nach der Wand und suchte immer wieder etwas zu fangen. Aengstlich folgte ich seinen Bewegungen. Da entdeckte ich einen Schatten, der sich beim starken Winde hin und her bewegte. Ich wendete mich, um die Ursache zu finden — zuletzt fand ich sie. Der Draht, an dem die Lampe hing, zeichnete sich scharf ab an der Wand. Ich verdeckte mit einer Aermelschürze die ganze Lampe, dadurch wurde die ganze Wand gleichmäßig beschattet und das störende Element verschwand. Mein Patient wurde ruhig und schlief bald darauf ein.

Nun gab's Krach auf der andern Seite. Fürchterlich schrie ein Prager Fähnrich auf, zeigte nach der Lampe und brüllte: „Schaff' mir den Kopf da weg! Ich mag diesen Kopf nicht sehen — der grinst mich ja an — schnell, schnell, schaff' mir den Schädel da weg!" Ich folgte seinem Blick, drehte alsdann die Schürze, obschon ich nirgends eine Kopffigur entdecken konnte und erklärte: „So, jetzt ist er weg, der Kopf, jetzt können Sie wieder ganz ruhig schlafen." Und richtig, er glaubte mir, plapperte mir noch nach: „Ja, jetzt ist er weg, der Kopf." Damit legte er sich ermüdet aufs Kissen zurück. Ich gab ihm noch zu trinken, und dann schlief auch er für einige Stunden ein.

Als ich mich umwandte, stand ein serbischer Offizier hinter mir. Seine Uniform bestand aus weißen Unterhosen, wie er sie im Bett trug, und aus seinem Hauptmannskäppi. Er salutierte stumm und wollte an mir vorüber. „Aber, mein guter Freund, wohin denn, wenn ich fragen darf?" so redete ich ihn an. „Ich muß nach Hause; es ist schon sehr spät!" „Ach so, das ist sehr gut; dann komme ich gleich mit." Damit zog ich ihn sanft am Aermel fort und führte ihn zum Bett zurück. Willig folgte er mir. Dort angelangt, sagte ich: „So, jetzt sind wir ja schon daheim und nun gehen Sie schlafen, das tut Ihnen gut." Widerstandslos legte er sich hin und dann schlief auch dieser beruhigt ein.

Kaum war das geschehen, gab mir mein Leutnant wieder zu tun, und nachdem auch er wieder besorgt war, schrie es aus einer andern Ecke, so echt deutsch-böhmisch: „Ich habe Durst! Gib mir was zu trinken!" Auf meine Frage, was soll ich holen, meinte er: „Ich mag a Maßerl Bier." Bier hatte ich diese Nacht nicht; so reichte ich ihm halt ein großes Glas Wasser, in der Hoffnung, er werde es kaum merken — und richtig, er merkte es nicht. Mit großem Wohlbehagen setzte er das Glas an und schüttete es buchstäblich „hinter die Binde", wie man zu sagen pflegt — kaum daß man eine einzige Schluckbewegung sah. Dem ersten Maßerl mußte ein zweites folgen — er wollte ein drittes — das gab ich ihm aber nicht, was ihn zu dem Ausspruch veranlaßte: „Bist a schlechte Frau, wenigstens na deutsche Hausfrau bist du nicht." Ich fand diese Bemerkung köstlich; aber selbstverständlich wußte er am Morgen von allem nichts.

Neben ihm lag ein serbischer Infanterist. Still, wie die Nacht, erhob er sich von Zeit zu Zeit von seinem Lager, ging einige Schritte vor, kommandierte „Rechts um", salutierte, legte die Finger an die Hosennaht und stierte dann viertelstundenlang bewegungslos in eine Ecke. Nach diesem Dienste machte er neuerdings militärisch stramm kehrtum, salutierte wieder und ging ins Bett. Zwischenhinein ertönten wilde Laute: Ja o ja (serbischer Schmerzensschrei). Nicht immer vermochte man zu unterscheiden, ob es Phantasien waren oder wirkliche Schmerzensausrufe.

Das war meine Gesellschaft während langen und bangen Tagen und Nächten. Alle erholten sich, sogar der Sanitätsleutnant Jaroslaw. Später kam noch Oberleutnant von Haid dazu. Auch diesen pflegte ich, bis die Krisis vorüber war; dann aber erkrankte ich selbst, nicht am Typhus, aber an Erschöpfung und zum Teil auch an Sublimatvergiftung;

ich übte nämlich nur zu radikale Prophylaxis; doch konnte ich immerhin Infektion damit verhüten. Als Vorbeugungsmittel benutzte ich: Tägliche Waschungen des ganzen Körpers, buchstäblich vom Kopf bis zu den Füßen, mit Petrol, gemischt mit einem Teil Olivenöl. Petrol allein macht die Haut wund. Die Hände wusch ich nach jeder Krankenberührung mit Sublimat, was natürlich im Tag hundertmal vorkommen konnte.

Flecktyphusursache.

Es ist eine ganz „lausige" Ursache, die den Flecktyphus verursacht. Schon vor Jahrzehnten betrachtete man es als feststehende Tatsache, daß das Zusammenleben größerer Menschenmassen den Flecktyphus erzeuge, weshalb man denselben auch Schiffs-, Kerker-, Lazarett- und Kriegstyphus nannte. Schlechte Luft, schlechte Nahrung, Hunger und Elend betrachtete man als Krankheitserreger. Der Flecktypus war von Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts als die ständige Typhusform in allen Ländern Europas verbreitet. Während der Kriege im 19. Jahrhundert erreichte er seine größte Ausbreitung. Nach dieser Zeit schien er eine Zeitlang aus Europa verschwunden zu sein, doch tauchte er in den Vierziger Jahren wieder auf und zwar sowohl auf den britischen Inseln wie auch in Oberschlesien, Polen, in den russischen Ostseeprovinzen, in Mitteldeutschland und in Südeuropa. Heute, im jetzigen Weltkriege, trat er besonders heftig an der galizischen Front und in Serbien auf und wenn man die vorstehenden Angaben: Kriegselend, enges Zusammenleben usw. als Krankheitsursache annimmt, möchte es stimmen. Die neuere, oder besser, die allerneueste Wissenschaft, z. B. der gegenwärtig in Nisch ihre Studien machenden französischen Bakteriologen, hat nun als absolut sicher folgendes festgestellt: 1. Die obige Begründung sei richtig mit Bezug auf die Ueberhandnahme und Ausdehnung der Krankheit; je enger das Zusammenleben der Menschen und je größer das Kriegselend im allgemeinen, Schützengrabenleben usw., desto fruchtbarer das Krankheitsfeld; aber die Krankheit selber entsteht durch die Laus, und zwar ganz speziell durch die Läuse, die in sich lange getragenen Kleidern festsetzen. Eine derartige Laus, die Fieberblut getrunken hat, infiziert. 2. Aber nicht jede Laus infiziert. Es ist durch tägliche Experimente, die während der letzten Epidemie gemacht wurden, genau erwiesen, daß a) nur die Mutterlaus infiziert; b) daß selbst diese Mutterlaus erst am achten Tage durch ihren Biß dem Menschen gefährlich werden kann, da das von ihr eingesogene Krankengift volle sieben Tage braucht, bis es infektionsfähig geworden ist. Darin liegt ein außerordentlicher Trost für alle diejenigen, die sich vor Ansteckung fürchten. Können doch Millionen Läuse innerhalb dieser Zeit zugrunde gehen, teils durch Desinfektion, die täglich gemacht wird in solchen Epidemiezeiten, oder durch hundert andere Veranlassungen. Denn zur Unterdrückung wird ja vom ersten Auftreten an stets Unendliches getan. Wäre es nicht so, würde eine Epidemie überhaupt nie aufhören, und die letzte wurde auffallend schnell unterdrückt.

Allerdings hat sie eine Zeitlang Menschen gemäht wie Gras. In alle Volksschichten hinein kam sie, auch in vornehme Kreise. Wie, um Gotteswillen ist das nur möglich, höre ich voll Entsetzen fragen. Ja, wir in der Schweiz, die wir in so geordneten, ruhigen, luftreinen und staubfreien Verhältnissen und Gegenden leben, wir, die wir nichts wissen von all dem ungeheuren Kriegselend, das sich außerhalb unserer Grenzen abspielt, können uns freilich nicht vorstellen, wie gebildete Menschen nur Läuse haben können. Wer aber an der Front gewesen ist, der weiß es — kein Schützengraben, keine Kaserne, kein Feldlager, kein Lazarett ohne Läuse; denn von den Schützengräben oder vom Schlachtfelde kommen die Kranken oder Verwundeten ohne

Kleiderwechsel in die Spitäler. Wohl werden sie bei ihrer Ankunft ausgezogen, gewaschen oder gebadet und in frische, leinene Kleider oder ins Bett gesteckt und die alten Kleider gründlich desinfiziert. Aber, diese Läuse verhacken sich oft so in die Haut, daß man sie gar nicht sieht und oft trotz dem Waschen nicht entfernt werden können. Damit kommen sie ins Bett, ins Stroh, zum Aerzte- und Pflegepersonal, mit den Verbänden, wohinein sich die lausigen Schmarotzer besonders gern verkriechen, in die Operations- und Verbandsäle — kurz, es gibt nichts, wo sie nicht zu finden sind. Sind sie nicht infiziert, macht es ja nicht so viel; man kann sich schließlich auch an sie gewöhnen — aber, wenn dann die Epidemie ausbricht, dann verbreitet sich diese ebenso riesenschnell und wer fliehen will, verschleppt sie damit in die Bahn, in die Droschken, Hunde und Katzen tun das übrige — ich sah solche im Gefangenenlager, nachher wieder bei uns, in den Zimmern, in den Betten, auf den Armen der Pflegerinnen und der Kranken — ich opponierte, trotzdem ich diese „Viecher" selbst sehr lieb habe — aber hier waren sie für mich Krankheitsverschlepper — es nützte nichts; in der Stadt erschoß man sie — in unserm Spital duldete man sie — es war eine häßliche Zeit.

Die Epidemie erreichte ihren Höhepunkt. Täglich trug man Erkrankte fort aus unserm Spital, täglich füllten sich die Isolierbaracken mehr und auch die Gräber. Die großen Lager lichteten sich und auch der Aerztestand und das Pflegepersonal. Warum gerade so viele Aerzte gestorben, fragte man mich. Warum? Sie hatten keine Zeit mehr, an sich zu denken. Tag und Nacht waren sie an der Arbeit, und wenn sie eine Minute Ruhe hatten, waren sie zu erschöpft, um sich noch desinfizieren zu lassen.

In dieser Not rückte dann allerdings von allen Seiten Hilfe ein. Frankreich sandte über 200 Aerzte, England ebenfalls über 100; Rußland kam mit gewaltigen Missionen, die selber ganze Spitäler übernahmen und vollständige Einrichtungen mitbrachten. So wurde denn rasch alles bekämpft; aber manch einer von dieser fremden Hilfe bezahlte seinen Liebesdienst mit dem Leben, auch herbeigeeilte Schweizer.

(„Neue Zürcher Zeitung".)

Etwas zur Invalidenfürsorge.

Mit der stets wachsenden Zahl von Invaliden nimmt auch die Fürsorge für dieselben in erfreulichem Maße zu. Ueberall bestrebt sich die Technik Neues und Praktisches zu erfinden. So wird uns auch ein Paar Krücken vorgeführt, die gegenüber den bisherigen eine unserer Meinung nach erhebliche Verbesserung aufweisen, weshalb hier eine kurze Mitteilung Platz finden möge.

Die Verbesserung, von der wir sprechen, besteht in einer 14 cm langen, hölzernen, mit starken Metallringen versehenen Hülse, die am untersten Ende der Krücke mit Leichtigkeit angebracht werden kann. Im Innern dieser Hülse befindet sich eine sehr starke Metallfeder, die unten in einen Kautschuckzapfen endigt. Dadurch wird beim Aufsetzen der Krücke der Stoß, der für den Patienten namentlich am Anfang oft recht unangenehm ist, erheblich abgeschwächt. Wir haben die Krücken selber in Aktion gesetzt und haben das Gefühl gehabt, daß man mit denselben wie auf einem Teppich geht. Dabei lassen sich diese Hülsen an jeder Krücke anbringen, an alten und neuen oder auch an Stelzfüßen. Der Preis des durch die Firma S. Gonard in